

Das Ergebnis, falls es weiteren Proben standhält, ist nicht ohne Mühe gewonnen. Drei neue Fragen eines bis vor wenigen Jahren fast unbekanntem Franziskaners könnten ein geringer Ertrag scheinen. Wir dürfen aber nicht vergessen, daß es sich um die älteste Oxforder Schule handelt und um jene Zeit, da zuerst die Theologie mit dem Aristotelismus in arabischer Färbung ernstlich in Berührung kam. Für diese Zeit aber besitzt jeder auch noch so unscheinbare Baustein seinen Wert.

Zum Schluß dürfen wir wohl die praktische Nutzenanwendung ziehen, daß der Historiker nicht nur auf die großen Zusammenhänge, sondern auch auf unscheinbare Kleinigkeiten das Auge richten muß. Eine hingeworfene Bemerkung des Roger Bacon und eine Notiz zu einer Kolumne Text haben zur Wiederaufrichtung des umfangreichen Schrifttums eines interessanten und bedeutenden Scholastikers geführt.

Sein und Wert.

Von Bernhard Jansen S. J.

Joh. B. Lotz S. J. hat in einer Abhandlung der ZKathTh 57 (1933) 557—613 unter obigem Titel einen zentralen philosophischen Gegenstand, der heute wie gestern und vorgestern heiß umstritten ist, in bedeutsamer Weise untersucht. Glücklicherweise ergänzen sich die historisch-kritische und die systematisch-analytische Betrachtungsweise.

In dem ersten historischen Teil „Genetische Darbietung“ fesselt vor allem die Herausarbeitung der großen Entwicklungslinie, die den Werdegang der Abspaltung des Wertes vom Sein seit dem Ausgang der Hochscholastik anschaulich am Auge des Lesers vorbeiziehen läßt. Die Konstruktion ist an der Wirklichkeit orientiert, die Synthese fußt auf zuverlässiger Einzelforschung. Treffend ist die überall in den historischen Teil eingelagerte Kritik und Würdigung. In dieser Kürze, Straffheit, Übersichtlichkeit, Zuverlässigkeit und Architektonik hat dieser Teil etwas selten Klärendes.

Der zweite, weit kürzere Teil trifft das Richtige, wenn er scharf „Das Wesen des Wertes“ und „Die Struktur des Werterfassens“ scheidet. Die Anlage und Durchführung zeigt in vorbildlicher

der von Hales, die von der gleichen Hand geschehen ist, keinen Wert habe. Dem ist nicht so; denn dort stimmen innere Gründe vollkommen mit der äußeren Bezeugung überein, während sie hier für Richardus Rufus sprechen.

Weise die unvergängliche Wahrheit, Fruchtbarkeit und Jugendkraft der Metaphysik, speziell der Grundbegriffe und Prinzipien, der scholastischen Philosophie für die Lösung der Probleme, die die Neuzeit, teilweise mit bedeutendem Scharfsinn und in selbständiger Vertiefung, aufgeworfen hat, ohne bei der Auflösung der ehemaligen metaphysischen Ganzheitsbetrachtung in Teilaspekte und bei der neuzeitlichen Verschiebung des Objektprimates in Subjekt- bzw. Aktsetzungen auf die endgültigen Einheits- und Klärungspunkte stoßen zu können. Andererseits sieht man auch mit wahrer Freude, wie die abstrakten, für manche fast verblaßten Wahrheiten der Vorzeit, durch die Problematik der Neuzeit gesehen, in neuem Lichte aufleuchten, wie wenn die *Maisonne* auf das vorhin noch scheinbar sinnlose Gewirr der Glasmalereien ehrwürdiger alter Dome fällt und nun den ganzen Sinn der Linien erschließt. Das gilt vor allem von dem Abschnitt „Die Struktur des Werterfassens“, wo der Verfasser ebenso weit wie fest urteilt, wenn er etwa für „die intellektuelle Aktseite“ beim Werterlebnis eintritt (610).

Der Schwerpunkt liegt natürlich in der Aufstellung des Wesens des Wertes. Ebenso gründlich wie klar und faßlich arbeitet L. die Konstituenten heraus, wenn er etwa sagt: „Die Werte sind objektive Gebilde; sie fallen nicht mit der Wertung des Subjekts zusammen . . . , vielmehr bestehen sie unabhängig von allen wertenden Akten Dieser klare Wertobjektivismus erwächst aus der Wesenseinheit von Sein und Wert. Einerseits hebt sich der Wert zwar als Eigenschaft oder Beschaffenheit vom Sein ab; andererseits jedoch ist er mit dem Sein selbst gesetzt“ (600).

Befriedigt diese Lösung vollauf, solange wir uns an diese allgemeineren Bestimmungen halten, so zieht sich doch, wenn es nunmehr gilt, die verschiedenen metaphysischen Seinsschichten zu staffeln, das Moment des Absoluten von dem des Relativen im Wertbegriff abzuheben, Sein und Begehren einander gegenüberzustellen, durch die Darlegungen etwas Schillerndes, begrifflich nicht ganz Abgeklärtes hindurch. Hier möge unsere scholastische Diskussion einsetzen. Vielleicht führt sie uns weiter.

Rein formell-sprachlich finde ich die Herbeiziehung der „Analogie“ zur Lösung der Frage nicht sonderlich klar und fruchtbar. Und doch soll durch sie des Rätsels Aufhellung am meisten bedingt sein (560 602, besonders der Schlußsatz 613). Die alte Formulierung, die wiederholt aufgeführt wird, *ens et bonum re coincidunt, ratione differunt*, hat, so scheint es, ein Mehreres und Klareres als die herbeigezogene Analogie zu sagen.

Ein zweiter Schönheitsfehler dürfte die Herbeiziehung des Begriffspaares *statisch—dynamisch* sein, das in der heutigen neuscholastischen Fachliteratur einen besonders vornehmen Klang hat. „Vollkommenheit besagt Sein, Aktualität, . . . ist somit ein Seins-

begriff, geht nicht über den statischen Seinsbereich hinaus. Wert fügt dazu das neue Moment der Abgestimmtheit, des Hingeordnetseins auf, des Zugleichseins für das Streben . . . , also einen dynamischen Faktor“ (602). Wenn mit der Metapher *statisch—dynamisch* der Leser bloß didaktisch in das Verhältnis von Sein und Wert ganz allgemein eingeführt werden soll, tut sie ihre guten Dienste.

Damit kommen wir zu der eigentlichen begrifflichen Zwiespältigkeit. Ich will sie so formulieren: Nach L. wird der Wert einmal durch das Sein, das absolute und relative, restlos konstituiert; das ist die eine Gedankenschicht, die sich durch das Ganze hindurchzieht. Daneben läuft eine andere Erklärung, nach der der Wert zwar vornehmlich und zutiefst mit dem Sein zusammenfällt, notwendig aber mitkonstituiert wird durch die Beziehung auf bestimmte Akte, vornehmlich, wenn nicht ausschließlich, des Strebens; hier genügte also das Sein, absolutes und relatives, nicht, denn die Beziehung auf ein Streben, auf Aktsetzungen begründet nichts Seinsmäßiges, keine *relatio realis*, sondern nur eine *relatio rationis* oder *secundum dici*, wie einmütig Aristoteles und die Schule lehren.

Die Schwierigkeit läßt sich auch so ausdrücken: Ist der Terminus der Relation, durch die der Wert über das absolute Sein hinausgeht, wiederum ein Sein oder ein Tun? Oder: Ist die Beziehung auf ein Streben, einerlei ob es sich um den *appetitus innatus* oder *elicitus*, *rationalis* oder *irrationalis* handelt, die tiefste bzw. erste relative Schicht in der metaphysischen Fundierung des Wertes? Mit andern Worten: Ist es die *appetibilitas*, die zuerst ein Sein gut macht, wie L. mit Anführung scholastischer Texte zu meinen scheint? Meines Erachtens: Nein; die dem absoluten Sein innerlich in sachlicher Identität einwohnende Beziehung meint wiederum ein Sein, ein ruhendes Sein, nämlich den Träger, das Ich des Strebens. Aristotelisch-scholastisch ausgedrückt: Die *convenientia* des Seins A für das Sein B macht, daß A für B ein Gut ist; das ist die erste bzw. tiefste relative Schicht, die das Wesen des Wertes neben dem absoluten Sein bzw. seiner Vollkommenheit restlos ausmacht.

Vielleicht noch wuchtiger tritt das völlige Zusammenfallen, das restlose Aufgehen des Wertes im Sein in der scholastischen Prägung *omne ens bonum est sibi* zutage. Dieses Axiom beleuchtet einmal den gebräuchlichen Terminus *perfectio*, Vollkommenheit, und dessen Einsetzen für Gut, Wert, *bonum*; man darf den Ausdruck *perfectio*, namentlich die Verdeutschung „Vollkommenheit“ nicht pressen; *perfectio* bedeutet „Zukömmliches“, bzw. „Zukömmlichkeit“, „Erfüllung“. Zweitens erhellt aus diesem Axiom: Insofern und nur insofern ist etwas werthhaft, besitzt etwas Gutheit, als es

etwas ist und hat, und zwar zunächst absolute, in sich beschlossene Seinshaftigkeit. Wenn nun der Verstand dieses Sein als auf sich selbst (auf das Sein) bezogen auffaßt, insofern er es einerseits als etwas, was die Idee seines Wesens noch nicht erfüllt, aber für die Erfüllung bestimmt ist, denkt, andererseits die tatsächliche Verwirklichung der Wesensidee als Erfüllung dieser Bestimmung dem genannten Etwas entgegenstellt, dann erfäßt er dasselbe Sein als Wert (*bonum sibi*). Und zwar gilt dieses sowohl vom existierenden wie vom metaphysischen Sein.

Der logische Ausdruck des Wesens ist bekanntlich die Definition, der Begriff, der nichts anderes als die erste Konstitutionsnote ausdrücken darf. Die ersten Noten bzw. Wesenheiten wie *ens*, *verum*, *bonum* können aber nicht streng definiert werden, da sie ein originär Gegebenes, Nichtableitbares sind. Dieses Quasi-Wesen, die beschreibende Quasi-Definition des Wertes ist daher erschöpft in der *convenientia* eines Seins zu einem andern Sein bzw. zu sich selbst; die *appetibilitas*, als die Beziehung auf ein Streben, scheidet völlig aus. Darum scheint uns der Satz: „Wenn kein Streben sein könne, so käme nie und nimmer Wert zustande“, ebensowenig zur Klärung beizutragen wie die Metapher *dynamisch*. Gewiß geht Wert über Sein hinaus, wie L. letzteren Begriff mit Recht als den umfassenderen bezeichnet; er entfaltet ihn; von Dynamismus finde ich aber nichts.

Aristoteles unterscheidet wie die Scholastik in der Logik und Metaphysik die *Propria* von dem Wesen; sie kommen hinzu, freilich notwendig. Diese Unterscheidung, das wird viel zu wenig beachtet, ist von grundlegender, fruchtbarster Bedeutung für den Wissenschaftsbegriff, für die Logik und Metaphysik. Angewandt auf unsern Fall, ist die Beziehung des Seins auf ein Streben, die *appetibilitas*, nicht das Wesen, sondern die *proprietas* des Wertes; sie kommt notwendig zur *convenientia* hinzu. Wenn die Scholastik lehrt *omne ens sibi est bonum*, so leuchtet an diesem scheinbar nichtssagenden, banalen Satz die ganze Schärfe und Tragweite obiger Unterscheidung in Mittagshelle auf: Insofern das absolute, in sich beschlossene Sein auf sich bezogen gedacht wird, weitet sich die Seinsnote zum Wertbegriff aus, ohne alle Beziehung auf ein Begehren.

Der kenntnisreiche, scharfsinnige Verfasser bringt alles, was ich gesagt habe, arbeitet es aber weniger entschieden heraus. Bescheidenheit gegenüber dem eigenen Können und Rücksichtnahme auf die Andersdenkenden ließ ihn offenbar nicht den eisig kalten, herben Entscheid fällen. Möge er die großen Hoffnungen, die diese hochbedeutsame Arbeit weckt, in einer umfassenden Monographie zum Segen der Neuscholastik und modernen Philosophie bald erfüllen.